

Worpsweder Spitzen



Jürgen Teumer

Worpsweder Spitzen

Notizen
aus einem Weltdorf
und umzu

Edition Falkenberg

Bildnachweis:
Friederike Toeppe
Studentin an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee

1. Auflage 2023

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-305-0
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Notwendige Vorbemerkungen	7
Willkommen in Worpswede	15
Der Akt der Einbürgerung	27
Ein Stern für Worpswede	40
Denkmalschutz	52
Dichterlesung	68
Das Fest der Schützen	84
Gute Ernte in Worpswede	93
Odeln am Berg	102
Bläservirtuosen	111
Erfahrungen im Krankenhaus	124
Fortschritte der Pädagogik	136
Hobbys	147
Nachwort	159

Meiner
verstorbenen
Frau Anne
gewidmet

Notwendige Vorbemerkungen

Verehrte Leserinnen und Leser!

Die meisten Geschichten dieses Buches gehen auf Erlebnisse und Erfahrungen zurück, die ich im Künstlerort Worpsswede gesammelt habe oder die von dort ihren Ausgang genommen haben. Ich habe sie in den letzten Jahren gesammelt und mit spitzen Stift festgehalten. Damit ist aber noch längst nicht gesagt, dass sich alles wirklich so ereignet hat. Ganz im Gegenteil: Das meiste ist ziemlich frei erfunden.

Wenn Sie einmal in den Seiten blättern, werden Sie sich vielleicht fragen, wieso jemand überhaupt auf die Idee verfallen kann, so etwas zu schreiben? Ich könnte mir die Antwort sehr einfach machen und zurückfragen: Lesen Sie etwa keine Zeitung? Das müsste doch für Sie als Antwort ausreichen. Oder glauben Sie wirklich noch, dass da alles der Wahrheit entspricht? Aber der eigentliche Grund liegt natürlich viel tiefer: Es war und ist der Genius Loci, also der Geist eines Ortes, der mich angeregt

und wahrscheinlich dafür gesorgt hat. In meiner unmittelbaren Nachbarschaft lebte nämlich früher, also vor meiner Zeit, einmal ein Mensch, der sich mit allem und jedem befasste und trotzdem kaum etwas Ver-nünftiges zustande brachte.*

Ich habe diesen Mann leider nicht kennen-gelernt. Dennoch habe ich ihn mir zum Vor-bild genommen. Solch eine Chance bekommt man nicht alle Tage. Schließlich war ich jahr-zehntelang als deutscher Beamter gewohnt, unnützen bzw. unsinnigen Aufgaben Sinn abzugewinnen. Recht passable Vorausset-zungen also, auch nach der Pensionierung weiter bei diesem Leisten zu bleiben.

Allerdings hatte ich durch den Schock der Pensionierung und den Verlust des täg-lichen Trainings die frühere Souveränität

* Eingeweihte wissen, dass es sich um Edwin Koene-mann (1883–1960) handelt, den Erbauer der »Käse-glocke«, jenem eigenartigen Rundhaus am Rande der Marcusheide in Worpswede. Einige von Ihnen haben vielleicht mein inzwischen leider vergriffenes Buch gelesen, das sich mit dem Leben und Werk Koenemanns beschäftigt: Teumer, J.: Die Käseglocke in Worpswede. Ein Rundhaus mit Geschichte und Geschichten. Worpswede 2002, 2. Aufl.

und Routine, Unsinn zu machen oder mir wenigstens damit die Zeit zu vertreiben, ein bisschen verloren. Infolge von Trainingsrückständen fehlte mir noch die letzte Perfektion meines Vorbildes. Seine Tätigkeit bestand bekanntlich darin, bei der Obsternte die Früchte, bei der Kohlenlieferung die Kohlen und zu Weihnachten die bunten Zuckerstreusel auf den Plätzchen zu zählen.

Als Übungsfeld habe ich mir jüngst auf unserem Grundstück eine Walderdbeerplantage eingerichtet. Das Zählen der Früchte, unterschieden nach unreif und reif, steigerte meine geistige Regsamkeit erheblich. Und zum Weihnachtsfest werden bei uns neuerdings Plätzchen mit Zuckerstreuseln gebacken. Da bin ich auch während der Festtage gut ausgelastet.

Auf ein weiteres Problem muss aufmerksam gemacht werden. Einige der folgenden »Notizen« setzen nämlich zu ihrem besseren Verständnis ein gewisses Maß an Humor und das Ertragen von Übertreibungen voraus. Vielleicht gibt es unter Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, jene Fortschrittlichen, die

sich gerade in dieser schweren Zeit für den Volkshochschulkurs »Wir lernen gemeinsam, Humor zu ertragen« (zwölf Sitzungen à zwei Stunden für 87,50 €) oder für den Kreativlehrgang zu den »Abgründen der Groteske im vereinigten Deutschland« (Kompaktkurs am Wochenende inklusive Eintageswanderung in zerklüftetes Gelände für 83,20 €) angemeldet haben. Ich kann Sie zu Ihrer Entscheidung nur beglückwünschen!

Gute Bekannte meinen zwar, dass Deutsche das Buch vorerst möglichst nicht kaufen sollten. Wenigstens solange nicht, bis die von der Bundesregierung eingesetzte Experten-Kommission die Ergebnisse zur Lage des Humors im Teufelsmoor vorgelegt hätte. Erst danach sollte die empfohlene Kaufzurückhaltung für die breitere Öffentlichkeit aufgehoben werden. Meine penetrant frankophile Ehefrau plädiert sogar dafür, das Buch zunächst nur in seiner französischen Übersetzung bei den Bouquinisten an der Seine in Paris auszuliegen. Dort würde sowieso kein Deutscher etwas kaufen – und wenn, dann die Orte des

Geschehens im »marais du diable« (Teufelsmoor) geografisch nicht zuordnen können – ganz zu schweigen von dem angeblichen Künstlerdorf Worpswede, das ohnehin nur eingefleischten Kaffeefahrt-Touristen ein Geschmacksbegriff ist.

Ein Vor-Letztes muss hier vorsichtshalber auch noch angemerkt werden. Sie, verehrte Leserinnen und Leser, werden in diesem Buch mit einer Textform konfrontiert, die sich in ihrer Rückwärtsgewandtheit befremdlich gibt. Da wird in übelster reaktionärer Tradition stilistisch unterschieden in Männlein und Weiblein. Auf diese Weise werden Sie der so wunderbar flüssig les- und präzise verstehbaren Majuskel, nämlich des als Großbuchstabe geschriebenen I (z.B. LeserInnen) und dem dadurch in unsere Welt gekommenen, ach so liebenswerten Mischwesen nicht begegnen. Desgleichen müssen Sie auf die anderen, in fortschrittlichen Druckwerken bereits präsentierten Gender-Sonderzeichen, wie das Sternchen (z.B. Käufer*innen), den Unter- bzw. Schrägstrich (z.B. Maler_innen; Künstler/innen), auch auf die gleichermaßen

üblich gewordenen Doppelpunkte (z.B. Wopsweder:innen) zur Kennzeichnung der wahren geschlechtlichen Gegebenheiten verzichten. Andererseits aber haben Sie sich damit den Vorteil erkauf, beim Vorlesen derartiger Texte auf den notwendigen Glottisschlag, also den unschönen Knacklaut vor Vokalen, verzichten zu können. Schließlich werden Sie auch auf das klein- und damit falsch geschriebene »frau« im Zusammenhang mit dem Pronomen »man« in den Texten verzichten müssen.

Aber das Allerschlimmste ist: Ich habe verzweifelt versucht, einer besonderen Gepflogenheit des modernen sprachlichen Alltags konsequent zu widerstehen: nämlich dem falschen Gebrauch der Konjunktion »weil«. Sie kennen den Originalton: »Ich bin heute einfach gut drauf, weil ich habe mich klasse erholt.« Was einmal vor Jahren innerhalb des lästigen Interview- und Talkshow-Geschwafels von öffentlichkeitssüchtigen Politikern, Sportlern und anderen Showgrößen das Tageslicht erblickte und zur steten Vernichtung der Denn-Konjunktion führte,

hat inzwischen leider die mündliche Mitteilungsebene verlassen und bereits mehr und mehr im Schriftsprachlichen an Boden gewonnen.

Auch auf das neuerdings – besonders von unseren begnadeten Fußball-Millionären – gebrauchte »wie gesagt«, obwohl sie das Behauptete überhaupt nicht gesagt hatten, müssen Sie leider verzichten. Und dass Sie im Folgenden weder den grassierenden Sprachfloskeln »am Ende des Tages«, »ein Stück weit« oder »Stand heute« noch dem neu aufgetauchten Modewort »Narrativ« begegnen, sogar die Lücken- und Pausenfüller »halt« oder »eben halt« und »genau« fehlen werden, dafür muss ich um Nachsicht bitten.

Gleiches gilt für »spannend«, das aktuell inflationär gebraucht und hier weggelassen wird.

Also, wie (tatsächlich) gesagt bzw. geschrieben, Sie werden sprachlich zurückgeworfen! Aber vielleicht haben Sie trotzdem ein wenig Vergnügen an dem, was Ihnen auf den nächsten Seiten präsentiert wird.

Jürgen Teumer, im Sommer 2023

Willkommen in Worpswede*

Das ist eine halbwegs wahre Geschichte. In ihr spielen ein Franzose und zwei Maler, die Worpswede besuchen, und zwei weitere Menschen, die sich in Worpswede niederlassen wollen, die Hauptrollen. Sie haben viel Interessantes aus mehr als zwei Jahrhunderten zu berichten, das vielleicht zum Schmunzeln anregt. Und am Ende kommt sogar, für Worpswede unvermeidlich, Paula Becker vor – als sie noch nicht Modersohn hieß.

Man mag sich ja wundern: Tag für Tag, Woche für Woche und jahrein, jahraus kommen Menschen nach Worpswede. Viele von ihnen suchen verzweifelt die Maler vor den Häusern. Weiß der Himmel, wer ihnen dies eingeredet haben mag. Die meisten Besucher irren deshalb reichlich verwirrt im Ort

* Dieser Beitrag ist in ähnlicher Fassung schon einmal veröffentlicht worden in: Heimatverein Worpswede (Hrsg.): Worpswede. Menschen, Bilder & Geschichten. Berlin 2019, S. 87–91.

herum, weil sie an jeder Hausecke die pinselschwingenden Geschöpfe vermuten. Andere wiederum verlaufen sich gar in den Maisfeldern in Gipfelnähe am Weyerberg. Aufgrund der dünnen Atmosphäre, immerhin weist der Gipfel 5.440 Zentimeter über dem Meeresspiegel auf, erleiden einige heftige Atemnotattacken. Andere müssen wegen der Güllebelastung dieser Areale wiederbelebt werden. Für Radio Bremen oder NDR 1 Niedersachsen gehören deshalb Warnungen bzw. Suchmeldungen mit exakten Personenbeschreibungen zur täglichen Routine.

Die eher kulinarisch Interessierten gehen ohne solche bergtouristischen Eskapaden geradewegs in die Cafés. Sie haben schon vom Busfahrer gehört, dass die Maler gar nicht mehr vor den Häusern säßen, sondern sowieso alle nur noch auf dem Friedhof lägen. Dagegen wäre die Buchweizentorte absolut Spitze. Die würde die schönsten Gemälde bei Weitem ausstechen.

Die nicht ausrottbare Gruppe der Kunstbeflissenen jedoch, die sich trotz aller Unkenrufe nicht von Kunsttempelbesuchen

abhalten lassen wollen, fällt unbeirrt in die heiligen Hallen der Museen und Galerien ein. Kundig fragen sie dort den erstbesten aufsichtführenden Menschen, wo denn hier in Worpswede die Vogel-Sammlung wäre. Und kenntnisreich verweisen einige unter ihnen, die sich in den abgelegenen Barkenhoff durchgeschlagen haben, darauf, dass dieser Vogelhalter (bzw. Vogelweide oder so ähnlich) offenbar ein sehr reicher Bauer gewesen sein muss, wenn er sich so viele Bilder in sein Haus hängen konnte.*

Nun, das Phänomen der Reiselust, um der eigenen Bildung aufzuhelfen oder gar vorhandenen Vorurteilen neue, bessere hinzufügen zu können, dieses Phänomen ist uralt. Lange bevor die Tourismusindustrie die Bildungshungrigen zu den abgelegensten Gestaden

* Von Hans-Herman Rief (1909–2009), dem verdienten Kunsthistoriker und Archivar, dem »Gedächtnis« Worpswedes gesammelte Fragen und Bemerkungen von Besuchern im Künstlerort. In: Elze, Peter/Nachtwey, Birgit: Heiteres Worpswede. Worpswede 1994, S. 119–121. Übrigens: Sein Teil-Vorname Herman schrieb sich wirklich nur mit einem n; es ist also kein Druckfehler!

schwemmte, gab es den einen oder anderen Selbstorganisierten. Von einem sei hier berichtet, weil er so herzerfrischend detailgetreu nach Hause schrieb. Es handelt sich um einen Franzosen, der das Teufelsmoor und Worpswede schon im Jahre 1783 bereist hatte.

Es war gerade die hohe Zeit der von Jürgen Christian Findorff (1720–1792) geleiteten Moor-Kolonisation. In mühseliger Schufterei und weiser Vorausschau wurden die Gräben und Kanäle im Moor ausgehoben, damit dann 250 Jahre später die Touristen durchs Moor gesegelt werden könnten. Abgezählt jeder Erste von dreien musste damals seine Mitarbeit allerdings mit einem frühen Ableben bezahlen – getreu dem Abzählvers: »Dem Ersten sien Dod, dem Tweeten sien Not, dem Drütten sien Brot.« Nun, diejenigen, die ihr Engagement mit dem Leben bezahlten, konnten wenigstens auf einen bevorzugten Begräbnisplatz setzen. Worpswede hatte nämlich seit 1759 eine schmucke Kirche und einen wunderschönen Friedhof bekommen. Und die Angehörigen des Verstorbenen konnten nun winters auf

die manchmal längerfristige Einlagerung der Leiche und den aufwendigen Transport durchs Moor nach Scharmbeck verzichten.* Vor allem aber konnte es von da an nicht mehr so häufig zu Verwechslungen zwischen den auf dem Dachboden stehenden Särgen und ihren Inhalten kommen.**

* Die Bewohner Worpstedes waren bis 1759, d.h. der Fertigstellung der hiesigen Zionskirche, in Scharmbeck eingepfarrt. Auf dem dortigen Friedhof wurden auch die Verstorbenen beigesetzt. Da der entfernte Kirchort nur über Kanäle und die Hamme zu erreichen war, konnten die Verstorbenen z.B. bei Hochwasser oder Eisgang manchmal erst mit erheblichen Verzögerungen bestattet werden. Vorsichtshalber wurden deshalb auf den Höfen mehrere Särgen auf dem Dachboden vorgehalten. Weitere Komplikationen waren daher nicht ausgeschlossen (s. die folgende Anmerkung).

** Hier wird auf eine Geschichte verwiesen, dass auf einem Bauernhof im Moor wegen der Überschwemmungen im Winter einmal die auf dem Dachboden bis zur Beerdigung eingelagerte Leiche dort versehentlich verblieben war und die in einem anderen Sarg untergebrachten Backpflaumen bestattet worden waren. Diese makabre Geschichte wird verschiedentlich und in etwas abweichender Version erzählt, u.a. von Fritz Blau, in: Elze, Peter/Nachtwey, Birgit: Heiteres Worpstedede. Worpstedede 1994, S. 81; oder von Otto Gothe, in: Saebens, Hans/Gothe, Otto: Backtorf. Worpstedede 1982, S. 61.

Zurück zu unserem Franzosen: Vorurteilsfrei und wahrheitsgetreu weiß jener Reiseenthusiast das Folgende über diesen merkwürdigen Landstrich zu berichten:

»... so haben die Einwohner beständig mit dem Wasser und den Fröschen zu kämpfen. Die Flüsse treten alljährlich aus und setzen das Land auf vielen Meilen in die Breite unter Wasser ... Dann stehen ... Dörfer in einer See und bilden ebenso viele Inseln. Schnupfen, Husten und Fieber sind die Folgen davon und würden vielleicht große Verheerungen unter den Menschen anrichten, wenn sie sich durch häufigen Branntwein nicht immer erwärmten und die Gewohnheit den Menschen nicht eisern machte.

Für einen Fremden muss das Land im Frühjahr und Herbst äußerst ungesund sein. Die Einwohner sind durchaus schneckenartig, bleich von Farbe, weich von Fleisch und eingeschrumpft. Ihre kleinen, runden Figuren stechen von den schlanken Deutschen in den südlichen Gegenden stark ab. Rote Wangen sieht man unter dem Mannsvolk dieser Gegend fast gar nicht, und sie sind auch unter

dem Frauenzimmer seltener als weiter gen Süden. Man lebt ... schiffsmäßig von gesalzenem Fleisch, welches sie sehr schmackhaft zu machen wissen, von Fischen, Hülsenfrüchten und Branntwein, den auch die gemeinen Weibsleute aus großen Gläsern trinken. ... Das Volk ist unempfindlich, schwerfällig, finster und zum Teil auch unreinlich. ...«*

Wenig mehr als hundert Jahre später, nämlich 1894, hatte die hiesige Post schon wieder einen Brief über Erlebtes zu transportieren. Diesmal stammt er von einem Maler namens Arthur Illies (1870–1952) aus Hamburg. Er war in Begleitung eines zweiten, Thomas Herbst (1848–1915), der sich gar mit der Absicht trug, das vorhandene Pinsel-Quintett der ersten Maler (Mackensen, Modersohn, am Ende, Overbeck, Vogeler) in Worpswede zu einem Sextett aufzustoßen. Es sollte bei der Absicht bleiben, denn der Bericht von Illies deckte, wie wir gleich erfahren werden, einige Schwächen in der Bevölkerung und im Bauwesen auf:

* Aus: Boulboullé, Guido/Zeiss, Michael: Worpswede. Kulturgeschichte eines Künstlerdorfes. Köln 1989, S. 24.

»... Auf halber Berghöhe finden wir eine Wirtschaft, und wir setzen uns vor der Tür an einen Tisch, um für unser leibliches Wohl etwas zu tun. Indem wir dasitzen, kommt ein ziemlich trottelfhaft aussehender Kerl an unseren Tisch, bückt sich, kriecht unter den Tisch, rollt sich da unten wie ein Igel zusammen und fängt sofort an zu schnarchen. (Wir) starren uns sprachlos an und gehen an einen anderen Tisch. Der Wirt sagt: ›Ach, der ist nicht ganz richtig. Das sind so die Leute da unten im Moor. Da gibt es viele von der Sorte.«

Das empörte Fazit der beiden Wanderer: »(Worpswede) ist der allerschwärzeste und sterilste Ort der ganzen Welt. Es gibt da ausschließlich Idioten, die unter den Tischen herumkriechen, und über dem ganzen schwebt eine Zwiebelkuppel, die irgend so ein schwarzer Pfaffe aus Süddeutschland importiert hat.«*

* Aus: Elze, Peter/Nachtwey, Birgit: Heiteres Worpswede. Worpswede 1994, S. 59.

a) Es ist anzunehmen, dass die beiden Maler in der Gastwirtschaft »Hotel Stadt London« eingekehrt waren (das Hotel wurde später in »Deutsches Haus«

Der Zufall will es so. Wiederum wenig mehr als hundert Jahre später, nämlich 2001, kommen zwei ältere Menschen in das Kunstmekka Worpswede. Sie sind weder Reiseenthusiasten noch Wanderer, sondern lediglich Neubürger in Worpswede. Unbedarft, wie Zugereiste zuweilen sind, hatten sie natürlich noch keine Kenntnisse über den Ort und seine bewegte Vergangenheit. Anders als der Franzose und der Maler verzichteten sie auf die schriftliche Fixierung ihrer Erfahrungen in Briefform, weil sie ohnehin überwiegend nur noch telefonieren. Notgedrungen existiert deshalb von dem Erlebnis der beiden Neubürger nur ein Fragment, ein knappes Gedächtnisprotokoll.

umbenannt; heute steht das »Hotel Worpsweder Tor« an dieser Stelle).

b) Mit ihrer Annahme, dass die ungewöhnliche Kirchturmspitze von einem »schwarzen Pfaffen« aus Süddeutschland importiert worden wäre, irren die Maler allerdings. Der Grund für deren Aussehen ist ein anderer: Die Kirchturmspitze imitiert nämlich ziemlich genau die Form eines kleinen Dachreiters, der vorher nahezu 40 Jahre auf der Worpsweder Zionskirche gestanden hat. Der Kirchturm in der heutigen Form entstand erst im Jahre 1798.

Darin aber ist immerhin vermerkt, dass es sich um einen Abend im April handelte. Kulturbeflissen (wie man sich hier besonders als Neubürger den Anschein zu geben hat) hatten die beiden sich zu einer Lesung von Werken des begnadeten Zeichners und Grafikers Horst Janssen (1929–1995) eingefunden.* Es muss wohl einer jener verhängnisvollen Abende an einem Mittwoch in der Vor-Klinsmann-Ära gewesen sein, wo sich Fußball-Nationalspieler in irgendeinem Stadion zusammenfanden, um über das Fernsehen die Geduld ihrer Anhänger zu testen.

Insofern trafen sich die beiden Neubürger gemeinsam mit weiteren fünf (!) Fußball-Widerständlern in einer der adretten Worpweder Galerien. Diese überschaubare Hörerzahl brachte für jeden der Anwesenden die Peinlichkeit mit sich, den Interessierten zu mimen. Dieser Zustand hatte aber auch den Vorteil, dass der Vortragende, ein begnadeter Rundfunksprecher mit einer

* Sie lesen richtig: Dieser Janssen konnte auch schreiben. Bücher waren für ihn, man mag es kaum glauben, sogar sein »ein und alles«, wie er einmal bekannte.

wohlig gefühlvollen Stimme, in der Pause jeden in ein persönliches Gespräch verwickeln konnte. Unvorsichtig genug offenbarten dabei die beiden Neubürger, dass sie sich gerade in Worpswede niedergelassen hätten. Der Vortragende schaute sie entgeistert an und fragte: »Wissen Sie eigentlich, dass hier nur Halbbeklopte wohnen?«*

Als die beiden Neubürger auf diese doch so niederschmetternde Offenbarung hin aber erwartungswidrig über ihre Antlitze strahlten, war die Verwirrung beim Vortragenden spürbar. Sogar der Fortgang der Lesung stand auf des Messers Schneide. Seine Stimme verlor vorübergehend ihren Wohlklang. Bei den beiden Neubürgern aber war die spontane Erkenntnis gereift, dass ihre Entscheidung für Worpswede goldrichtig wäre. Weshalb? Nun, sie dachten an ihr fortgeschrittenes Alter und die tröstende Aussicht darauf, ab jetzt und hier

* Besagter Rundfunksprecher, auch Schauspieler und Synchronsprecher – Kenner der Worpsweder Szene werden sich des verstorbenen Horst Breiter (1935–2012) gern erinnern – hatte sich wohlweislich in einer kleinen Randgemeinde niedergelassen, die zu Lilienthal gehört.

endlich auf Dauer unter Gleichgesinnten sein zu dürfen.

Auf diesem Hintergrund erscheinen die o.a. Reiseberichte aus den Jahren 1783 und 1894 in einem gänzlich anderen Licht. Was dort für die Berichterstatter auf den ersten Blick abstoßend wirkte, sind bei nüchterner Betrachtung lediglich Etappen einer kontinuierlichen Entwicklung: Sie führte den Menschen dieser Region aus einem schneckenartigen Daseinszustand zu dem eines Menschen, der sich alkoholisiert unter Tischen aufhält zum vorläufigen Endzustand eines Halbbekloppten, der vorgaukelt, dass er Texte von Horst Janssen versteht.

Wie hatte doch Paula Becker 1897 – anders als der Briefeschreiber aus Frankreich und jene malenden Nörgler aus Hamburg – in ihrem Tagebuch vermerkt: »Worpswede, Worpswede, Worpswede ... es ist ein Wunderland, ein Götterland!«* Fürwahr, eine weise Frau!

* Tagebucheintrag Paula Beckers vom 24. Juli 1897. In: Bohlmann-Modersohn, Marina: Paula Modersohn-Becker. Eine Biographie mit Briefen. München 1997, S. 51.

Der Akt der Einbürgerung

Ich weiß nicht, wie häufig Sie sich in Ihrem Leben schon dieser Prozedur unterzogen haben, d.h. wie häufig Sie umgezogen sind. Von mir bzw. von uns weiß ich es: 17 (in Worten: siebzehn) mal! Und ich kann feststellen: Dieser bürokratische Akt ist jedesmal ein Erlebnis, der sich tief in Herz und Seele eingräbt. Und er hinterlässt Spuren ...

Eines ist doch wohl unstrittig: Alle Menschen kamen irgendwann einmal auf diese begnadete Erde. Der dadurch erreichte Daseinszustand heißt schlicht Erdenbürger. Aus der Gesamtmenge der Erdenbürger schert Jahr für Jahr eine bestimmte Menge aus. Sie wollen sich, aus welchen Gründen auch immer, in Worpsswede niederlassen. Der von ihnen angestrebte Daseinszustand heißt dann Neubürger. Wie aber wird nun aus einem Erden- ein Neubürger? Was auf den ersten Blick als eine Dequalifizierung ohnegleichen erscheinen mag, etwa so wie

der Abstieg des FC Bayern München aus der Champions League in die Kreisliga, ist aber in Wirklichkeit ein Qualifizierungsvorgang höchsten Anspruchs.

Die wichtigste Voraussetzung, um den Erdenbürger-Status verwaltungsmäßig verlassen und den Neubürger-Status anstreben zu dürfen, ist die Bereitschaft zum Umzug. Leichter großmäulig gesagt und geschrieben als getan! Oder haben Sie, verehrte Leserinnen und Leser, sich schon einmal radikal von dem ganzen Krempel in Ihrem Keller oder auf dem Dachboden trennen können? Haben Sie also wirklich einmal ernsthaft dem entsprochen, was das Wort Umzug begrifflich eigentlich ausmacht und zu einer wahrhaft sinnerfüllenden Befreiung werden lässt? Sie gehören doch, wenn Sie ehrlich wären, auch zu jenen Willens- und Handlungsschwachen, die bei dem unnützen Verlobungs-, Hochzeits- und Geburtstagsplunder, den Sie angesammelt haben, rührselige Emotionen nicht abwehren können. Was sollte Tante Lisbeth denken, wüsste sie, dass ich drauf und dran war, ihre Häkeldecke in die Altkleidersammlung zu

geben? Und Onkel Paul, hätte er mich dabei erwischt, dass ich seinen selbstgedrechselten, missratenen Wandleuchter heimlich beim Nachbarn unter dessen Sperrmüll schummeln wollte? So sind doch nun mal die Erfahrungen. So ist das wahre Leben. Also müssen die Inhalte des Kellers und des Dachbodens ohne Einbußen in die Umzugskartons.

Man sieht: Der Umzugswillige hat durch mehrere Fegefeuer und innere Scheingefechte mit den Verursachern des ganzen Krempels zu gehen. Die dabei erlittenen Verbrennungen und ausstehenden Kämpfe hinterlassen seelische Kratzer und gesundheitliche Spuren. Wen mag es da noch wundern, dass die Nervenkostüme dieser Menschen in der Regel kaum aus einer wetterfesten Kleidung bestehen? Doch genau in diesem mehrfach labilen Zustand türmen sich vor Augen und Gemüt der Betroffenen bereits neue Hürden auf: Die Abmeldung auf dem ortseigenen Ordnungsamt des Noch-Wohnortes.

Um aus unserem Wohnort einen passablen Abgang zu haben, hatten wir, d.h. meine Frau und ich, uns vorher noch den teuren

Friseur geleistet, die Fingernägel geschnitten und die Löcher in den Schuhen flicken lassen. Und um unnötigen Existenzbeweisen, vielleicht sogar peinlichen Recherchen beim Sterberegister zu entgehen, hatten wir uns vorsichtshalber zu zweit auf den Weg ins Rathaus gemacht.

Dass an jenem Tag das Rathaus zwar noch im behördenmäßig vorgegebenen Öffnungszeitlimit erreicht werden konnte, hatte für den weiteren Verlauf insofern eine geringere Bedeutung, als just an diesem Tage unverhofft, aber sicher notwendig, dort eine Betriebsversammlung aller Bediensteten angesetzt worden war. Bürgerfreundlich hatte man diese Aktualisierung der internen Abläufe als schriftliche Mitteilung an das Sprechloch in der Pförtnerloge geheftet.

Für meine Frau und mich ergaben sich aus diesem Umstand eine Verlängerung der Ungewissheit, ob denn auch keine Hinderungsgründe gegen unsere Entlassung aus dem Wohnort bestünden. An Nachtruhe war nicht zu denken. Waren wir nicht doch einmal zu aufsässig gewesen? Ob wohl in

den Gemeindeakten ein Vermerk existiert über die einzige jemals im Rahmen einer Bürgerfragestunde gestellte Frage durch mich, zweifellos eine tiefe Verletzung des Mindeststandes und immerhin wert, damals in der regionalen Presse mitgeteilt zu werden? Und hatten wir eigentlich die samstäglich Fegeordnung für den Bürgersteig, vor allem die Fegerichtung mit dem und nicht gegen den Wind eingehalten? Fragen über Fragen, Belastungen des gequälten Gewissens. Hinzu kam das erneute Bereitsein zu dem Gang ins Rathaus, vorsichtshalber mit veränderter Bekleidung.

Was bei unserem zweiten Anlauf, uns abzumelden, geschah, ist letztlich bis heute nicht restlos verarbeitet. Das Rathaus war für Besucher geöffnet, der Aufkleber am Sprechloch der Pförtnerloge fleckenlos beseitigt, der Insasse in der Loge ausgesucht freundlich. Zu allem Überfluss waren die für Wartende bereiten Stühle vor dem Ordnungsamt gepolstert und allesamt leer. Dass auf das Klopfzeichen ein fraulich-warmherziges »Herein« ertönte und der Abmeldevorgang

selbst sich ohne jegliche Irritation, Körpervisitation, Vorhaltungen über private oder berufliche Verfehlungen bzw. Missachtung der Fegerichtung vollzog, war allerdings nur schwer zu verkraften. Welches Glück, dass wir uns zu zweit auf diese Bühne begeben hatten! Nun waren wir wenigstens in der Lage, uns gegenseitig zu stützen.

Als unser psychisch-physischer Zustand allerdings auch in der Folge unverändert kritisch blieb, waren gute Nachbarn, Freunde und Verwandte zur Stelle. Mancher Rat wurde erteilt mit der Absicht, die gesundheitliche Lage von uns beiden Abgemeldeten wieder zu stabilisieren: Einreiben mit Venensalbe, dosiertes Jogging, auch manches homöopathische Mittel, selbst die Nutzung des Eigenurins wurden vorgeschlagen. Selbstverständlich wurde auch ärztliche Hilfe unterschiedlichster Art reichlich in Anspruch genommen. Indes, Spuren des Geschehens und seiner Wirkungen haben sich tief in die Haushaltskasse, den Arzneimitteletat und natürlich in unsere Körper und Seelen eingefressen.